



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Laas, E.: Goethe und das Elsaß. II. : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

anrichten zu lassen. Nein, seine politische Ehrlichkeit und seine Börse gestatten ihm nicht, über eine Tasse Café, (mit Cognac) hinauszugehen, und der Urwähler, dem das noch nicht genügte, bekam einen derben Händedruck und eine Rede mit in den Kauf, welche ihm ein octroi- und steuerfreies, ja selbst polizeiloses Glycerium in bestimmteste Aussicht stellte, sobald erst Herr Ganesco Mitglied des gesetzgebenden Körpers sein würde.

In jene Zeit fällt auch seine Verbindung mit Rouher, der einen von Scrupeln ziemlich freien und sonst anstelligen Mann eben brauchte, um seinen intimen Feind, den Präsidenten des gesetzgebenden Körpers, Schneider, an dessen verwundbarster Stelle, in den Eisenwerken des Creuzot, zu fassen. Herr Ganesco hatte just das „Parlament“ mit ägyptisch-türkisch-russischem Gelde (eine höchst achtbare und einheitliche Trinität) ins Leben gerufen, als die Strikes in Creuzot ausbrachen, und natürlich das „Parlament“ für die Socialisten und ihre Führer mit Feuer und Flamme gegen das große Capital und seine officiellen Vertreter eintrat. Rouher, der damals Schneidern seine politische Thätigkeit verleiden und diesen als seinen gefährlichsten Gegner außerhalb Paris beschäftigen wollte, ließ Tag für Tag mehre Tausend Exemplare des plötzlich socialistisch gewordenen Ganesco'schen „Parlament“ in jenem Fabrikdistricte vertheilen; nur war er schlau genug, den Hals hierzu nicht selbst herzugeben, sondern die Herren Pereire mit dem Beutel eintreten zu lassen, da diese einen Act der Privattrache an Schneider auszuüben hatten, welcher sie bekanntlich, den Pouger-Guertier'schen Keulenschlägen gegenüber, in der Kammer ohne den sonst landesüblichen, präsidentiellen Schutz gelassen hatte.

Neben diesen Intriguen gingen noch hundert andere her, deren Aufzählung für jetzt zu weit führen würde; — aber das Aleeblatt Baragnon — Debranz — Ganesco — gehört zu den Namen, die wie an einem Pegel den niedrigsten Punkt der öffentlichen Moral während des zweiten Kaiserreichs für Mit- und Nachwelt markiren.

Goethe und das Elfaß.

II.

(Schluß.)

In der heiter gestimmten Gegenwart übersah Goethe die ernstern Erinnerungen an die Vergangenheit des Landes nicht; auch für die geschichtlichen Gestaltungen zeigt hier der Dichter des Egmont einen offenen Blick.

Einst hatte dieses schöne Rheinthal den Römern gehört, die ihre Castelle von Bregenz bis nach Xanten abwärts gebaut hatten; Straßburg selbst war in jener Zeit eine römische Festung. Manches Erinnerungszeichen an jene längstentschwundene Herrlichkeit wurde im Museum zu Straßburg aufbewahrt. — Ueberreste römischer Bauten stiegen dem Dichter vielfach auf. Wenn er von Bitsch her durchs wilde Bärenthal gewandert war und nach Niederbronn kam, so umspülte ihn in diesem von den Römern angelegten Badeort der Geist des Alterthums, dessen ehrwürdige Trümmer in Nesten von Basreliefs und Inschriften, Säulenkäufen und Schäften ihm aus Bauernhöfen, zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe, gar wundersam entgegenleuchteten. In der Nähe sah er ein verfallenes mittelalterliches Schloß, die Wasenburg, auf römische Reste gebaut. An der großen Felsmasse, die den Grund der einen Seite ausmacht, bemerkte er eine gut erhaltene Inschrift, die dem Mercur ein dankbares Gelübde abstattet. Auch im Oberelsaß traf er auf dem Ottilienberge das Grundgemäuer eines römischen Castells, aber die ehrwürdige Ruine umschwebt geheimnißvoll die christliche Legende.

An die Stelle der Römer führte die große Völkerbewegung im Anfang des Mittelalters die Allemannen; Verwandte der Elsäßer wohnten über dem Rhein nach Süden und Osten fort, von Nar und Lech eingegrenzt. Sie alle gehörten dem deutschen Reiche an.

Das großartigste Denkmal dieser herrlichen Zeit war natürlich zu Goethe's Tagen, wie jetzt, der imposante und doch harmonisch gegliederte Bau Erwin's von Steinbach, aufgerichtet an alter deutscher Stätte, in echt deutscher Zeit und von einem Meister, dessen Namen deutschen Klang und Ursprung hatte, eine ewige Mahnung, in die Wolken hineinragend, überall sichtbar.

Jetzt war das deutsche Land zum großen Theil französisch, französisch geworden durch Tücke und Verrath, eine unerfreuliche Gegenwart, über die man sich gern durch Erinnerung an die bessere Vergangenheit tröstete.

Zu beiden Seiten des Rheins Nichts, was hätte befriedigen können. In Deutschland jene wundersam verzwickte Reichsverfassung, von der Goethe's Tischgesellschaft nichts Böbliches zu sagen wußte, ein barockes System von lauter geseklichen Mißbräuchen. Und doch stand sie immer noch höher als die damalige französische Verfassung, von der der Dichter bemerkt, daß sie sich in lauter geseklosen Mißbräuchen verwirte, deren Regierung ihre Energie nur am falschen Orte sehen ließ und gestatten mußte, daß schon ganz offen eine gänzliche Veränderung der Dinge prophezeit wurde. So unbefangen es geschehen war, es kam Goethe wie eine schaurige Andeutung der Zukunft vor, daß man in dem Salon auf der Rheininsel, in welchem die junge Königin Marie Antoinette von ihren deutschen Begleitern den französischen Abgesandten entgegengeführt ward, Bilder von der Geschichte des Jason, der

Medea und Creusa, eines Beispiels der unglücklichsten Heirath, zum Schmuck ausgestellt hatte. Kaum ein Vierteljahrhundert später — und das Haupt der schönen lebenslustigen Königin fiel unter dem Henkerbeil.

Wohin sollte sich das halbfranzösirte Elsaß, das „elsässische Halbfrankreich“ mit seiner Neigung wenden?

Deutsch und französisch fluthete in diesem Lande bunt durcheinander; am wunderfamsten nahmen sich die Landseken aus, welche, wie die Grafschaft Hanau-Lichtenberg mit der Hauptstadt Buchsweiler, einem deutschen Fürsten gehörten unter französischer Hoheit. Solche Zustände mußten so oder so zu Ende gehen. Die meiste Hoffnung durfte aber wohl Frankreich haben auf völlige Assimilation des Landes.

Konnte sich doch alles Ueberrheinische seit geraumer Zeit der erdrückenden Einwirkung der französischen Hauptstadt nicht entziehen; Straßburg ebenso wenig wie die pfälzische Hauptstadt Zweibrücken: Alles, besonders Kleidung und Betragen der Einwohner, vorzüglich der Frauen und Mädchen, deutete auf ein Verhältniß in die Ferne und machte den Bezug auf Paris anschaulich.

Aber die Umwandlung in französische Art war überall noch im Fluß und Werden. In Straßburg veranschaulichte die Lage der Dinge schon das Aeußere der Stadt. Die Reste der deutschen Zeit waren im Verschwinden; der mittelalterliche Zustand der Häuser und Straßen ging allmählich in Formen über, die modernem Pariser Geschmack genehm waren; freilich den Straßburger Münster konnte man nicht modernisiren; dieser starre Riese blieb ein ewiges Denkmal dessen, was gewesen. Sonst aber arbeitete man systematisch an der Verjüngung der Stadt: durch einen Pariser Baumeister war ein Plan entworfen, nach welchem die winkligen engen Gassen, die eingebogenen Straßenseiten, die alterthümlichen Häuser, Schritt für Schritt beseitigt und eine nach der Schnur geregelte, ansehnliche schöne Stadt gegründet werden sollte. Jeder Neubau mußte sich auf den Idealplan einlassen; so sollten die Straßen allmählich gerade werden, an die Stelle der mittelalterlichen, windschiefen elegante Häuser nach Pariser Geschmack mit reich ausgestatteten Läden treten. Da dieser Plan aber erst mit der Zeit der Vollendung entgegenwachsen sollte, so schwankte die Stadt indessen „zwischen Form und Unform“; unentschieden stand das Bauwerk alter deutscher Zeit neben den neuen Anlagen der Franzosen; die Stadt war unfertig, wie die ganzen Zustände; es konnte Alles noch hierhin und dorthin sich neigen.

Dieselbe nicht zu Ende gekommene Einwirkung der französischen Hauptstadt ist auch an der Kleidung sichtbar. Im Allgemeinen war die Tracht auf dem Lande deutsch, in den Städten französisch, ohne daß dieser Unterschied völlig durchgreifend war. Denn auch die Bürgermädchen aus den mittleren Klassen trugen sich größtentheils deutsch; und es gab selbst wohlhabende und

vornehme Häuser, deren Töchter nicht von deutscher Art lassen mochten; sie trugen ihr ungepudertes Haar in Zöpfe geflochten und mit einer großen Nadel festgesteckt; die Kleider knapp, eng anliegend; das runde Röckchen war mit einer Falbel versehen und reichte nur bis an die Knöchel; jede Schleppe daran wäre ein Mißstand gewesen. So tragen sich auch die Sessenheimer Pfarrerstöchter. Friederiken steht diese Tracht reizend; sie hat sich niemals anders gedacht und glaubt überall so recht zu sein; ihre Schwester Olivia aber kann die ländliche Tracht unter ihren städtischen Verwandten kaum ertragen; sie kam sich in derselben geradezu mägdehaft vor.

Dies Gefühl, als ob die deutsche Kleidung nur für die niedrigen Stände sei, hatten leider auch Viele in Straßburg. So kam, daß die französische Partei von Jahr zu Jahr immer mehr Proselyten machte.

Auch die Männer unterwarfen sich theilweise der von Paris aus bestimmten Mode. Selbst Goethe folgt dem französischen Friseur und trägt, da sein natürlicher Haarwuchs vorläufig unmodern war, zeitweilig eine Tour. Auf der Straße fand man schicklich, in Schuhen und Strümpfen, den Hut unter dem Arme, einherzugehn.

Aber Elsaß war immer noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch in den Herzen Vieler die Anhänglichkeit an das alte Vaterland, an deutsche Sitte und Gewohnheit lebendig geblieben wäre. Denn „wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseins nothgedrungen verliert, so rechnet er sich zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an Allem fest, was ihm die vergangene Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche wach erhalten kann.“ Diese Stimmung wurde in Straßburg genährt durch die vielen Deutschen, die fortdauernd aus echtdeutschem Lande in die Stadt kamen, sei es der Univerſität oder des Besuchs von Unverwandten oder der Geschäfte wegen. Namentlich die Landleute trugen mit Stolz ihre deutsche Gesinnung zur Schau. Aus diesen Elementen recrutirten sich fortwährend die franzosenfeindlichen Kreise der Stadt, die sich, untereinander eng verbunden, in gewisser Absonderung hielten.

Auch die Goethe'sche Tischgesellschaft war durchaus deutsch. Der Präsident derselben, Actuarius Dr. Salzmann, drückte sich zwar im Französischen mit vieler Leichtigkeit und Eleganz aus, war aber dem Streben und der That nach ein vollkommener Deutscher. Goethe's Freund Kersa, dem im Gäß von Berlichingen ein so ehrenvolles Denkmal gesetzt ist, war eigentlich das Muster eines deutschen Jünglings. Deutscher Geist ist noch überall lebendig. Aber wer weiß, wie lange er noch dem französischen Einfluß wird Widerstand leisten können, wenn nicht ein neuer frischer Impuls die erlahmende Kraft belebt.

Alle die, welche an deutscher Weise mit Zähigkeit festhielten, und die

„Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nährten“, richteten, gleichsam ahnend, ihre Blicke nach Norden, von wo Friedrich, „der Polarstern herleuchtete, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien.“ Schon hatte er den Franzosen Kossbach bereitet; und seitdem begann tief unter der Asche jahrhundertlanger Erniedrigung das noch nicht ganz erstickte Fünkchen deutschen Nationalgefühls zu glühen.

Es schlug zunächst in der Literatur in helle Flammen auf.

Der große König, auf den die politische Hoffnung der Nation gerichtet war, hing freilich noch stark an der von den Franzosen genährten abergläubischen Vorstellung, als seien nur die Franzosen fähig, Gedanken und Gefühle geschmackvoll, fein und treffend auszudrücken; als sei der Deutsche nun einmal ein Halbwilder, ein täppischer Riese, mehr geeignet Bären zu ziehen, als Künste und Wissenschaften zu pflegen. — Und ein großer Theil der Nation sah in der Nachahmung der Literatur des siècle de Louis XIV. noch das einzige Heil. Alles, was von jenseits des Rheins kommt, fand man schön, reizend, allerliebft, göttlich; nicht im geringsten zweifelten diese Leute an der Superiorität, welche dieses liebenswürdige Volk in allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem Schicksal zu seinem Antheil erhalten hat.

Aber Lessing hatte Friedrichs des Großen politische That durch ein literarisches Kossbach ergänzt; französische Windbeutelei war in Riccanti wirksam an den Pranger gestellt; zugleich hatte der Dichter und Kritiker gezeigt, wie gewandt und glatt sich die „plump, deutsch Sprach“ gebrauchen lasse. In der Hamburger Dramaturgie waren Corneille und Voltaire als falsche Aristoteliker, als kalte, steife, bloß rhetorische Dichter, die von dem höchsten Zwecke der Tragödie keinen Begriff hätten, hingestellt worden. Herder hatte in seinem ersten Fragmente gezeigt, wie ungeeignet die französische Sprache überhaupt für Poesie sei. Man stand mitten in der Auslehnung gegen den Druck französischer Literatur und Sprache. Das aufstrebende junge Geschlecht ward von dem nationalen Schwunge mächtig fortgerissen.

Es mußte sich die Folge davon auch in Straßburg äußern; sie mußte sichtbar werden, vor Allem in der Kenntenz, deutsche Sprache gegen die Zumuthung, der französischen zu Liebe zu weichen.

Nichts charakterisirt eine Nation in ihrer Eigenart mehr, als ihre Sprache; an keiner Sache haftet eine unterworfenen Nation länger. Kleidung und äußere Lebensformen hatten die Franzosen in den elsässischen Städten nach Pariser Vorbild ummodelln können; an der Sprache scheiterte bis jetzt alles Bemühen.

Auch Goethe, der doch dem Französischen so zugethan war, daß er sich sogar für die Vollendung seiner Studien eine französische Akademie ausge-

sucht hatte, erfuhr in Straßburg einen eigenthümlich abstoßenden Eindruck von der fremden Sprache und Literatur. Er wollte sich im Französischen vervollkommen; die Versuche, die er machte, hatten zur Wirkung, daß er sich auf sein deutsches Wesen um so gründlicher besann, daß er deutsche Sprache und Art um so inniger schätzen lernte. Ein ähnliche Erfahrung machte in derselben Zeit Herder in Paris.

Die Franzosen, so bemerkte Goethe bald, sind gegen Fremde, die ihre Sprache sich aneignen wollen, auf eine eigenthümliche, dem Deutschen unverständliche und auf die Dauer lästige Art nachsichtig und höflich. Nie werden sie Jemand wegen eines Fehlers tadeln oder gar auslachen: bei Leibe nicht, ein Franzose kennt Lebensart. Aber ganz von der vollkommenen Eleganz ihrer Sprache eingenommen, beleidigt jeder Mißgriff des Fremden empfindlich ihr Ohr. Um ihn nun allmählich auf das Richtige zu lenken, antworten sie sachlich nicht auf das eben Gesagte, sondern bekräftigen es gleichsam höflich, umschreiben es noch einmal und bedienen sich dabei des Ausdrucks, den man unkundig oder ungeschickt verfehlt hat. Man macht bei dieser Methode freilich allmählich Fortschritte in der Wahl der richtigen Worte und Wendungen, in der feinen Pariser Aussprache; aber das ewige Corrigiren der Form und die Nichtberücksichtigung des Inhalts wird auf die Dauer Demjenigen lästig, der in deutscher Weise auf den Gedanken selbst das Meiste giebt; zumal wenn man erfährt, daß ausländische Rauheit und Unbeholfenheit ganz zu überwinden, eigentlich unmöglich sei; der vollkommene Pariser Schriff sei nun einmal für einen Fremden ein unerreichbares Ideal. Ueberhaupt sprachen sie allen Ausländern, aber besonders den Deutschen, kurzweg allen Geschmack ab; eine Phrase, die den Refrain eines jeden Urtheils bildete.

Goethe erzählt, wie er durch die französische Ueberschätzung der Form an der Sprache und durch den ganz eigenen feinen Hochmuth hinter der Maske der Höflichkeit und Dienstwilligkeit mit der Zeit immer mehr zurückgestoßen sei. Auch Lessing hatte in der Hamburger Dramaturgie über dieselben französischen Unarten seine urdeutsche Abneigung ausgesprochen.

Goethe sah, daß man wohl geduldet, aber nie in den Schoß der allein sprachseligen Kirche aufgenommen werde; er gab es auf, den Franzosen durch die Sache genug zu thun, da sie allzu eng an die äußeren Formen und Bedingungen sich klammern unter welchen Alles erscheinen soll. Als er einmal ein selbstverfertigtes kleines französisches Gedicht einem Franzosen vorlas, kritisirte dieser Sprache und Versmaß so unbarmherzig, daß ihm zu einem zweiten Versuch alle Lust verging. Es verging ihm auch die Lust zu mündlichem Gebrauch der französischen Sprache. Er ergab sich von nun ab mit allem Ernste und aller Liebe der vaterländischen Rede.

Auch von der Verehrung französischer Literaturwerke wurde er in Straßburg geheilt. Er ward hier angeweht von dem frischen, anregenden Hauch des neuen deutschen Geistesfrühlings. Rings schlug das erstorbene Leben in neue Blätter aus. In ihm selbst drängte mächtig und gährend das neu erwachte Leben; die Säfte stiegen empor; bald mußten die Blüthen prangen.

Gegenüber diesem treibenden Frühlingswehen und strebenden Schöpfungsdrang kam ihm, wie Lessing die französische Tragödie, so die ganze französische Literatur so kalt und öde vor. Er suchte Nahrung für sein jugendliches Gefühl; Herz und Gemüth fanden sich unbefriedigt; Alles war vornehm und glatt, greisenhaft und abgestorben; vor Allem die Schriften Voltaire's und das système de la nature. —

Dagegen in Deutschland überall frisches Streben und Werdelust. Es lag etwas wie Ahnung einer großen Zukunft in der Luft. Konnte man es dem Jüngling, der diese Zukunft heraufzuführen vor Allen berufen war, verdenken, wenn er verstimmt und ungläubig der absterbenden Größe der untergehenden Sonne den Rücken kehrte und das Auge nach Osten wandte, wo schon glühendroth die neue Morgenröthe den Horizont übergieß.

Der anderthalbjährige Aufenthalt in Straßburg hatte einen unerwarteten Erfolg, einen andern als er beabsichtigt hatte. Er war an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens bar und ledig geworden. „Ihre Lebensweise fanden wir zu bestimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus und doch unzulänglich.“

Er kehrte, von Herder angeregt, als der Führer der deutschen Literaturbewegung zurück, aus welcher endlich Iphigenie und Faust und all die großen Werke, die der Stolz unser Aller sind, hervorgehen sollten.

Unsre Literatur gab uns von Neuem das Bewußtsein, daß wir ein Volk seien. Und als der große Despot mit grausamer Gewalt unsere Eigenart niedertrat, — da waren wir nicht mehr die Deutschen von 1681. Wir fühlten uns alle eines Stammes und Bluts und setzten Alles an unsere Ehre.

Und nun ist der Staat, auf den schon der Goethe'sche Kreis in Straßburg vor 100 Jahren seine politische Hoffnung richtete, mitten in der blutigen Arbeit, von den „nie genug bewunderten Franzosen“ die letzte Schuld einzutreiben.

E. Laas.